

te man vermeiden können. Ob die Stargarder Handschrift erhalten ist, erfährt man ebenso wenig wie die Signatur der Wolfenbütteler Handschrift. Das reichhaltig bebilderte Büchlein vermag die Erwartungen, die ein wissenschaftlicher Leser und Benutzer stellt, nicht ganz zu erfüllen – es hätte noch einiger Arbeit und Sorgfalt bedurft, um es auf den Stand der gegenwärtigen Forschung zu bringen oder auf dem der verwendeten Literatur zu halten. Aber als ein Hinweis auf die Notwendigkeit, sich des Themas gründlich anzunehmen, ist es sehr willkommen.

Johannes Schilling

Karsten Hermansen, Kirken, kongen og enevælden. En undersøgelse af det danske bispeembedet 1660–1746. Odense, Syddansk Universitetsforlag 2005, 422 S. ISBN 87-7838-935-6

Geht es um das neuzeitliche Verhältnis von Religion und Politik, so findet sich landläufig nach wie vor nicht selten die Meinung, die lutherische Kirche habe stets ein unkritisches oder gar unterwürfiges Verhältnis zu den Landesfürsten gepflegt. Diese Auffassung, die auf verschiedene wissenschaftsgeschichtliche sowie auf handfest politische Ursachen zurückgeht, kann seit den Untersuchungen, die Wolfgang Sommer, Luise Schorn-Schütte und andere in den letzten 20 Jahren vorgelegt haben, als Vorurteil gelten. Denn an diesen neueren Arbeiten werden insbesondere zwei Dinge deutlich: Die Stellung der Geistlichkeit aller Konfessionen zur jeweiligen Obrigkeit war von der konkreten politischen und konfessionspolitischen Konstellation abhängig; zum anderen kann die Beziehung der Seelsorger und Theologen zu den Obrigkeiten nur dann angemessen beurteilt werden, wenn man ihr religiöses Anliegen und Selbstverständnis (das Stichwort „Wächteramt“ sei hier genannt) berücksichtigt.

Beides wird durch die vorliegende Studie bestätigt, eine 2003 in Odense vorgelegte Dissertation über das Verhältnis der dänischen Bischöfe zu ihrem König seit Mitte des 17. bis Mitte des 18. Jahrhunderts. Mit dem Ausgangspunkt der Untersuchung, dem Jahr 1660, ist traditionell ein Einschnitt in der frühneuzeitlichen dänischen Geschichte verbunden; damals endete die bipolare Verfasstheit des Oldenburgerreiches, weil der König den hochadligen Reichsrat mit Unterstützung von Geistlichkeit und Stadtbürgern entmachtete und durch eine strikt monarchische Herrschaft ersetzte. Das bedeutete keineswegs eine völlige Veränderung aller politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, es gab Kontinuitäten über dieses als Wegscheide angesehene Jahr hinweg. Sicher ist gleichwohl, dass das Königtum den Anspruch auf absolute Macht formulierte und offensiv verfocht.

Auf diesem Hintergrund stellt Karsten Hermansen die Frage: Welche Bedeutung hatten die dänischen Bischöfe für das Königtum nach 1660? Wie war ihre Beziehung zum König, der bereits seit Einführung der Reformation in den 1530er Jahren der oberste Herr der dänischen Kirche war? Zugespielt formuliert: Lenkte der König die Kirche oder lenkten die kirchlichen Ziele den König (vgl. Kap. 3)? Zur Beantwortung dieser Fragen untersucht der Autor verschiedene Felder: Die Kirchengesetzgebung; die unter den gut 40 amtierenden Bischöfen zwischen 1660 und 1746 erkennbaren Rekrutierungsmuster; die mit dem geistlichen Amt verbundenen Aufgaben, etwa Visitationen; die Krönung und Salbung der Monarchen im Untersuchungszeitraum; die Haltung der hohen Geistlichkeit hinsichtlich der Zulassung anderer Konfessionen; schließlich die durch den Pietismus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervorgebrachten Reformen, Impulse (Beginn der Mission in Trankebar und Grönland) und Konflikte. Diese breite Anlage der Studie überzeugt.

Hermansen arbeitet heraus, dass die Bischöfe vor und nach 1660 sich hinsichtlich ihrer Herkunft und Karriere nicht nennenswert voneinander unterschieden. Es handelte sich meist um gut ausgebildete Theologen stadtbürgerlicher Herkunft, die nicht selten zuvor als Professoren in Kopenhagen gewirkt hatten. Mit anderen Worten: Die meisten Bischöfe waren in den sich auf die dänische Hauptstadt konzentrierenden Netzwerken der dänischen Geistlichkeit verankert. Hier gab es demnach eine Kontinuität, die wir auch bei der Bischofsweihe feststellen. Die Entscheidung darüber, wer Bischof einer der (seit 1658/60 nur noch) sechs dänischen Diözesen wurde, lag dem Buchstaben nach seit der Reformation bei der Geistlichkeit; de facto sah es aber schon lange vor 1660 so aus, dass der König die Bischöfe ernannte. Das wurde nun auch Gesetz, im übrigen aber brachte das Danske Lov (Dänisches Gesetz) von 1683 keine bedeutsamen Änderungen für die Kirche. Bei den ab 1686 gültigen Veränderungen in der Liturgie wurden diese im Wesentlichen durch die Geistlichkeit selbst vorgenommen.

Die starke Stellung des Monarchen in kirchenorganisatorischer Hinsicht fand ihre Begrenzung (wie vor 1660) darin, dass auch der ausdrücklich durch kein Gesetz beschränkte Monarch selbstverständlich Gott untergeordnet blieb. Daran änderte sich auch nichts durch Modifizierungen im Krönungsritual, mit denen die unmittelbare Einsetzung des Königs durch Gott betont wurde. So war der König gewiss weltlicher Kritik enthoben – zugleich aber wurde auf der Basis von Luthers Zweiregimentenlehre seine Verantwortung vor Gott betont, und auf dieser Basis waren nunmehr Widerworte des geistlichen Standes möglich. Solche Kritik gab es etwa in den 1670er und 1680er Jahren, als Krone und Bischöfe darum stritten, ob fremdkonfessionelle Einwanderer in Dänemark ihren Glauben praktizieren dürften. König Christi-

an V. (1670–1699) ließ das 1685 für die Calvinisten zu. Hermansen betont, dass die Kirche durchaus vehement widersprechen und die ausdrückliche Toleranz für die Reformierten bis November 1685 hinausschieben konnte. Um besser zu entscheiden zu können, ob man diese Tatsache oder aber das Faktum, dass der König sich über diese Widerworte hinwegsetzte, stärker gewichtet, sollte ein Vergleich mit den lutherischen Territorien vorgenommen werden, welche ab 1685 ebenfalls hugenottische Flüchtlinge aufnahmen (ein solcher Vergleich war freilich innerhalb dieser Arbeit nicht zu leisten).

Interessant ist der Befund, den die Auswertung einiger Visitationen jener Zeit ergibt: Nach der Jahrhundertwende galt die Aufmerksamkeit der visitierenden Bischöfe nicht mehr so sehr der ökonomischen Situation der einzelnen Pfarreien, sondern verstärkt der Amtsführung und Katechese der Geistlichen. Hermansen sieht hier den nach 1700 beginnenden Einfluss des Pietismus wirksam, dem die Könige Friedrich IV. (1699–1730) und Christian VI. (1730–1746) nahe standen. Unter Christian VI. erreichte der pietistische Einfluss seinen Höhepunkt, eben auch unter den Bischöfen. Er äußerte sich u. a. darin, dass 1736 die Konfirmation eingeführt wurde; ebenso gab es Bemühungen, den Schulunterricht zu verbessern – der Autor betont, dass es hier vor allem um die Förderung der Lesefähigkeit ging, was der pietistischen Bibelfrömmigkeit entgegenkam.

Königtum und Kirche verband ein gemeinsames Ziel: Die Verchristlichung der Gesellschaft. Auf diese Feststellung legt Hermansen Wert und wendet sich damit dezidiert und zurecht gegen ältere Auffassungen, in denen die Kirche lediglich als Instrument weltlicher Interessen des Monarchen verstanden wurde. Das Anliegen der Verchristlichung war auch nicht neu, lässt es sich doch schon in Humanismus und Reformation deutlich erkennen. Es erhielt neuen Elan durch den Pietismus, namentlich unter König Christian VI.; allerdings entstand nun ein innerkirchlicher Konflikt zwischen Pietisten und Orthodoxen. In diesem Streit kam dem Königtum die Schlüsselrolle zu. Nicht zuletzt musste die Krone auf separatistische Tendenzen innerhalb der pietistischen Bewegung reagieren, konnte und musste auch aufgrund des genannten Ziels mit Maßnahmen wie dem Konventikelplakat von 1741 eingreifen.

Hermansen will zeigen, dass die dänischen Bischöfe keineswegs willenlose Werkzeuge des Königs waren – das gelingt ihm auf überzeugende Weise – und nach 1660 sogar an Einfluss gewannen, u. a. weil der König die Kirche zur Legitimation seiner erhöhten Stellung benötigte. Gerade der Hinweis auf das gemeinsame Ziel einer christlichen Gesellschaft ist wichtig, um die Zusammenarbeit von Kirche und Obrigkeit (nicht nur in Dänemark) wäh-

rend der frühen Neuzeit zu verstehen. Allerdings wäre vielleicht stärker zu berücksichtigen, dass vor und nach 1660 nicht für jeden Monarchen die Verchristlichung in gleicher Weise eine Herzensangelegenheit war. Und wie schon angedeutet: Der in dieser Arbeit nur begrenzt mögliche Vergleich mit anderen Ländern (Schweden wird partiell berücksichtigt) ist künftig notwendig, um besser gewichten zu können. Für die Einbeziehung Dänemarks in einen solchen Vergleich bietet die vorliegende Untersuchung eine hervorragende Grundlage.

Volker Seresse

Gustav A. Krieg, Pierre Poiret – Pfälzischer Pfarrer, Haupt der mystischen Theologie, vergessener Protestant. In: Verein für Pfälzische Kirchengeschichte (Hg.), Blätter für Pfälzische Kirchengeschichte 72. Heidelberg/Ubstadt-Weiher/Basel, Verlag Regionalkultur 2005, 232 S. ISBN 3-89735-402-0

Der gut ausgestattete Band enthält sechs Hauptaufsätze: Michael Landgraf, Kurze Kirchengeschichte von Neustadt an der Haardt; Martin Brecht, Philipp Jakob Spener und der süddeutsche Pietismus; Gustav A. Krieg, Pierre Poiret – Pfälzischer Pfarrer, Haupt der mystischen Theologie, vergessener Protestant; Dietrich Meyer, Die Herrnhuter Diasporapflege in der Pfalz im 18. Jahrhundert; Helmut Meinhardt/Roland Paul, Johannes Eckhardt (1813–1870). Protestantischer Pfarrer, Revolutionär, Arzt und Lehrer an einer katholischen Schule in den USA; Friedhelm Borggreffe, Erster Justitiar Ludwighafens, ‚Linksrat‘ und Synodalpräsident Dr. Richard Müller-Mattil (1873–1961). Beigefügt sind dieser Ausgabe die lesenswerten Ebernburg-Hefte 38 und 39 (S. 233–448).

Auf den Aufsatz von G. A. Krieg über den pfälzischen Pfarrer und Polyhistor Pierre Poiret (1646–1719) sei näher eingegangen, ist er doch auch für die schleswig-holsteinische Kirchengeschichte von Interesse. Als Vermittler der romanischen Mystik stand Poiret im Bannkreis der Prophetin Antoinette Bourignon (1616–1680), die wichtige fünf Jahre ihres Lebens (1671–1676) im Herzogtum Gottorp verbracht hat. Zu dieser schwer einzuordnenden verfeimten Außenseiterin sei auf die jüngst über sie erschienene Groninger Dissertation von Mirjam de Baar verwiesen: ‚Ik moet spreken‘. Het spiritueel leiderschap van Antoinette Bourignon. Zutphen 2004 (s. die Rezension von Angela Berlis, SVSHKG 52, S. 276–281).

Pierre Poiret wird von fachlicher Seite zwar als ‚Vater der romanischen Mystik in Deutschland‘ (Max Wieser, München 1932) gewürdigt, ist aber gleich-